eine Abwechselung und macht viel Spaß; allerdings ist hierbei doppelte Vorsicht am Platze!

Im Oktober und November ist es für den Laien oft schwierig, die jungen Hühner von den vorjährigen zu unterscheiden; denn auch bei den Junghühnern sind um diese Zeit die gelben Ständer (Füße) bereits in die gefürchtete graue Farbe übergegangen. Ein guter Wink: Bei den jungen Hühnern bleibt bis in den Spätherbst hinein die Unterseite der Zehe gelb; das möge sich jeder Verächter der alten „Schwiegermutterhähne" merken. Uebrigens kommt es bei letzteren nur auf die Zubereitung an, um sie recht schmackhaft zu machen. Hier ein probates Mittel, wie man alte Hühner in junge verwandelt: Man tränkt ein Stück trockenes Brot gut mit Kognak, steckt es dem ausgenommenen Huhn in den Leib und läßt es eine Zeitlang, bis kurz vor dem Anrichten, darin. Auf diese Weise werden die „Schwiegermutter-Hähne" so schmackhaft, daß mancher „Kenner" sie sogar den kleinen Junghühnern vorzieht.

Die Jagd auf Hasen beginnt in der Regel mit dem 1. Oktober; die Eröffnung der Fasanenjagd fällt bald etwas früher, bald etwas später. Der Lieblingsaufenthalt der Fasanen sind Feldgehölze, die in der Nähe von sumpfigen Wiesen und Getreidefeldern liegen. Der Fasan wird vielfach, besonders in Böhmen, in Fasanerien gezüchtet. Im Gegensatz zum Rebhuhn „baumt er auf". Dieser Umstand kommt den Wilddieben im Spätherbst und Winter bei Mondschein sehr zustatten, da sie mit Leichtigkeit die aufgebaumten Fasanen herunterschießen können.

Der Fasan ist leicht — am besten mit schwachem Hasenschrot (Nr. 5) — zu schießen. Nur ein vorzüglicher Verlorenapportierer fängt einen geflügelten Fasan, weil letzterer ein noch viel besserer Schnellläufer ist als das Rebhuhn.

Das nützlichste Jagdwild ist unzweifelhaft Meister Lampe. Die in Deutschland vor dem Kriege jährlich erlegten vier Millionen Hasen brachten mit ihren Fellen bei weitem den größten Erlös von allen anderen Wildarten ein, nämlich das nette Sümmchen von vollen 15 Millionen Mark.

Armer, vielgeplagter Löffelmann!
Menschen, Hunde, Wiesel, Füchse,
Katzen, Marder, Wölfe, Luchse,
Adler, Uhus, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Eistern ja nicht zu vergessen,
Alles, alles will ihn fressen!

Noch mehr als die jungen, halbausgewachsenen Feldhühner ist Freund Langohr das Ziel und die Sehnsucht der Jagddilettanten und Sonntagsjäger. Jeder dieser Sportschützen, der nur einen Jagdschein und eine Flinte besitzt, bekommt anfangs Oktober das „Jagdfieber". Mit vollem Rucksack und voller Patronentasche ziehen die Nimrode dann ins Revier hinaus und kratzen einen „Krummen" nach dem anderen an. Der Massenabschuß von Hasen gleich nach Eröffnung der Hasenjagd ist noch verwerflicher, als der gleich zu Beginn der Hühnerjagd; überhaupt ist streng genommen, die Oktoberjagd auf Hasen ein Schnitt ins eigene Fleisch, ein Schnitt, der so bald nicht wieder auswächst! Weshalb läßt man denn den Hasinnen nicht Zeit, bis sie ihre Mutterpflichten bis zu Ende redlich erfüllt haben, und weshalb läßt man ihre Kinder nicht wachsen, bis sie wirklich schußreif sind! Der Hase setzt beinahe das ganze Jahr hindurch: von Mitte Januar bis in den Oktober hinein. Ein altes, wahres Jägersprichwort lautet: „Der Hase gehet im Frühling selbander vom Holz in das Feld, und rücket um Bartholomäi (1. September) selbfünfzehn gleich siebzehn wieder zu Holz."

Die Suche und der Anstand auf Hasen im Oktober sind selbstverständlich nicht schlechterdings ganz zu verwerfen! Nur ist hier Maßhalten und weidgerechtes Jagen zu beobachten. Jeder Jagdbesitzer würde unklug handeln, wenn er beispielsweise die Grenzhasen", die sein mehr oder weniger neidischer Nachbar doch schießen würde, nicht erlegte. Auch mag sich jeder Revierbesitzer seine Küchenhasen den ganzen Oktober hindurch schießen; nur kein Massenmorden und beileibe keine Treibjagd soll er im Oktober abhalten! Das tun nur „Schießer," die eines Jagdscheines nicht würdig sind!

Zum größten Nachteile für die Hasenjagd ist bei der Suche ein schlechter Schütze. Suchjagden, die von unsicheren Kantonisten ausgeführt werden, ruinieren auf die Dauer die beste Hasenjagd. Ein anderer großer Uebelstand für die Suche auf Hasen sind die Hunde. Was heißt heutzutage nicht alles Jagdhund! Bei der Hasenjagd muß der Hund vor allem fest vorstehen. Wie oft ist man nicht schon Zeuge der bekannten Szene gewesen: Der Hund stößt, ehe sein Herr herbeigekommen ist, einen Hasen heraus und läuft mit hellem Hals hinter Lampe her. Jetzt lestet ihm noch ein anderer Köter bei der Verfolgung Gesellschaft. Zwei Grünröcke stehen mit Posaunenengelbacken im Rübenschlag, rufen und pfeifen drauflos aus Leibeskräften; doch „Torpedo" und „Trillerpfeife," wie gut und teuer sie auch sind, machen auf das Hundegehör keinen Eindruck. Schließlich, nachdem die Hetzer den armen Hasen eine halbe Stunde verfolgt und ihn vielleicht für immer vergrämt haben, kehren sie mit gesenkter Rute, der Strafe gewärtig, zurück. Es folgt die übliche Tracht Prügel, — und der Köter begeht am folgenden, wenn nicht noch am selben Tage, den gleichen Fehler. Bei diesen Hasenhetzen wird meistens das ganze Revier beunruhigt, und in einigen Tagen sind die Hasen zum Teil ausgewandert. — Zum Schluß noch ein Rat: Wer im Oktober Hasen schießt, bedenke, daß Rammler und Häsin ihre Sasse um die Zeit oft noch ganz nahe beieinander haben. Der vorsichtige Rammler nimmt bekanntlich durchweg zuerst Reißaus; man mache deshalb nie, um die Häsin zu schonen, auf den Krummen Dampf, der kurz nach einem anderen in dessen Nähe aufsteht. Weidmannsheil!

Literatur.

In fremden Spiegeln. Roman von Paul Keller. Breslau, Bergstadtverlag. 1.—30. Auflage.

Paul Keller schrieb diesen machtvoll ins Unbegrenzte ausschwingenden Roman unter dem Krachen des einstürzenden Reiches, unter dem Grauen des Revolution genannten Irrtums und seiner furchtbaren Folgen. Es gehörte ein ungewöhnlicher Hoffnungsmut dazu, sich in dieser Zeit zu dem Dennoch! zu bekennen, das noch immer ein Zeichen selbständiger, weit vom Weltspießbürgertum stehender Geister gewesen ist. Mit fester Hand schrieb er sein Credo hin: Vaterland! So wurde der Roman, wenn man will, zu einem politischen Buche. Und doch, Paul Keller müßte sich selber untreu geworden sein, wenn der Dichter nicht über den Politiker hinausgewachsen wäre. Es ist der Dichter des „Letzten Märchens", der die Feder führt, der lachende Philosoph, der romantische Realist. Ueber dem zeitlich Wechselvollen steht ihm das ewig Unvergängliche. Träger der Handlung ist ein Mann, der beinahe Typus des Deutschen dieser Tage, an seinem Vaterlande verzweifelt, angewidert von all den Bildern der Auflösung in die Fremde flüchtet, möglichst weit fort von Deutschland, bis nach Indien, dem Land der Wunder, dem Land der Sehnsucht. Aber in fremden Spiegeln muß er doppelt erkennen das Bild der Heimat, schmerzlich und freudig: das Schlechtere und das Bessere, das, was morsch und reif zum Fallen war, das, was über allen Schätzen Indiens groß und unvergleichbar bleibt.

Zwischen Flucht und Heimkehr schiebt sich, mit einigen großen Zügen greifbar nahe gebracht, die landschaftliche Weite Indiens mit ihrer menschlichen Enge. Bald in dramatischer Bewegung, bald mit besinnlicher Ruhe, Farben von exotischer Grelle verschleudernd. Mit der Wucht des eisige Höhen und glühende Tiefen in sich vereinigenden Himalaja und der dämonenhaften Lockung buddhistischen Gedankenfluges stürmt der Geist der Fremde auf die kleine deutsche Schar ein; sie muß es erleben, wie eine europäische Frauenliebe hinsicht an der erbarmungslosen Sonne Asiens. Sie ringt sich durch von einer Stufe der Erkenntnis und Läuterung zur anderen, bis sie wieder angelangt ist bei der schlichten Urzeugungsgewalt der Muttererde. Am Ende steht über allen Schlachten der Sieg des deutschen Gemüts. Daran erkennen wir wieder den in tiefster Seele treuen, heimatstarken Paul Keller, den gläubigen Deutschen, den Dichter des deutschen Glaubens.

Dr. Gust. W. Eberlein.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 4630.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 233 — Sonnabend, den 16. Oktober — 1920

Phinele.

Roman von

Ludwig Rohmann.

34. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Nun hatte Frau Gerlinde eine leichte Verlegenheit zu überwinden.

„Hinrichsen ist ein lieber, treuer Kamerad", sagte sie warm. „Es macht mich froh, daß ich ihm nun doch ein bißchen Glück noch geben kann, und er ist so rührend dankbar. Das ist ja wohl auch das Schönste, was zwei Menschen in späten Tagen noch beschert werden kann: eine vollendete Harmonie, die alles Erleben, das frohe und das schwere, durchsonnt. Dann können auch Sorgen nicht an das Beste in uns heran, und wir haben immer ein Heiligstes, das nur uns allein gehört."

Sie liebte die hohen Worte gar nicht; weder im Leben noch in ihren Büchern. Jetzt aber ging ihr das Herz über, und halb unbewußt verfolgte sie die Absicht, den spät geschlossenen Bund vor der heranwachsenden Tochter als ideal zu kennzeichnen. —

Sie hatten mancherlei zu besorgen und einzukaufen, da man doch einmal in der Stadt war, und es war schon völlig Nacht geworden, als sie nach Hause kamen.

Hinrichsen trat ihnen in der angenehm durchwärmten Halle entgegen und half Phinele aus dem Pelz, während Josef, der Diener, Frau Gerlinde behilflich war.

Nach dem ersten Gruß gab sie ihm noch einmal „ordentlich" die Hand, wie sie sagte und schüttelte sie mit durschikoser Herzlichkeit.

„Tag, Onkel Hinrichsen! Gott, was für ein liebes, gutes Onkelgesicht Du hast!" Sie zog seinen Kopf zu sich herab und gab Hinrichsen einen herzhaften Kuß auf den Mund, und damit war alles was ihr als neu und befremdlich bei dieser Heimkehr entgegentreten wollte, resolut beiseite geschoben. Er war ein lieber Mensch, er hatte ihre Mutter lieb, und so wollte auch sie ihm gut sein ohne Scheu und Vorbehalt.

Der Abend verlief äußerlich in stillem Behagen. Die Freude am Beisammensein überwog und man hatte allerseits das Bestreben, in dieser ersten Stunde des Wiedersehens nicht von den Dingen zu sprechen, die alle beschäftigten. Phinele verlor übrigens doch schnell die anfängliche Munterkeit, die ohnehin stark aufgetragen war. Sie war wirklich müde und hatte schon gegen den Schlaf anzukämpfen, als Josef den Tisch abräumte. Sie quälte sich noch ein wenig hin und bat dann um die Erlaubnis, Gute Nacht sagen zu dürfen.

Frau Gerlinde führte sie in ihr altes Mädchenstübchen hinauf. Phinele öffnete das Fenster, und während die klare, kalte Winterluft hereindrang, horchte sie angestrengt hinaus in das tiefe Schweigen. Der Wolfsbachfall drüben war wohl eingefroren. Sie horchte angestrengt hinaus, vernahm aber aus der tiefen Stille nur ein leises Knarren und Regen der Zweige und das leise Aneinanderschlagen der Eisschollen drunten in der Elbe. Drüben, über dem anderen Ufer, leuchteten ein paar Lichter blinzelnd und verschlafen herüber: Tarnowitz! Damit erstand für Phinele die frohe Kinderzeit und die Erinnerung an Franz, den lieben, dummen Jungen von ehemals. Der war nun weit in sonnigen Landen und hatte sie vielleicht vergessen. Er war auf dem Wege, ein großer Künstler zu werden — und sie weilte heute vielleicht doch zum letzten Male in der geliebten Heimat.

„Es wird aber doch zu kalt," mahnte Frau Gerlinde besorgt. „Komm, schließ' das Fenster."

Phinele hatte feuchte Augen, als sie sich wieder ins Zimmer wandte.

„Ich fühle die Kälte gar nicht," sagte sie in verhaltener Bewegung. „Und nach der Stille da draußen hab' ich mich so gesehnt! Die ist auch ein Stück Heimat. So lang' ich denken kann, hab' ich Abend für Abend so am Fenster gestanden und meine stille Abendfeier gehalten. Und nun — wenn Du lieb sein willst, Mutterle, bleib bei mir, bis ich eingeschlafen bin. Ich hab' viel erlebt in Wien, innerlich. Und nun weiß ich, daß Deine Liebe mir immer am meisten gefehlt hat. Andere Menschen, sie mögen noch so lieb sein und es gut mit uns meinen — man entbehrt halt doch die Mutter darüber. Nun ist's das Allerschönste, daß ich einschlafen kann, während Du bei mir bist."

Frau Gerlinde blieb. Das Bestandnis, daß Phinele innerlich viel erlebt habe in Wien, war ihr schwer in die Seele gefallen, aber sie fragte nicht nach ihrer alten, guten Gewohnheit. Nur keinen quälen, in dem ein Verschwiegenes noch nicht ganz zum Vertrauen reif ist!

Phinele lag schweigend da, die großen Augen fest auf die Mutter gerichtet, die Hand in der ihren. Als ihr schon die Lider schwer werden wollten, sagte sie still: „Ich dank Dir auch für das Buch, Mutterle. Ich hab' mich so hineingelesen, daß ich alle miterlebte, und dazwischen hab' ich mich immer wieder gewundert, daß mein Mutterle das geschrieben und so viel Kluges, Gutes und Schönes gesagt hat. Ich hab' ja wirklich gar nicht gewußt, wie stolz ich auf mein Mutterle sein darf. Ueberhaupt, ich bin doch schrecklich dumm gewesen bisher. Manchmal war mir so, als sei ich Dora West, und Du sähest in mich hinein und meine Seele läge Dir offen wie ein Buch das nur Du verstehend lesen könntest. Schreiben wollt' ich Dir das nicht, aber sagen muß ich Dir's nun. Weißt Du, nun hab' ich eigentlich nur einen großen Wunsch: Ich möchte wirklich sein wie Dora West, ich möchte daran glauben können, daß ich doch noch einmal glücklich werde und ein Glück auch verdiene."

Frau Gerlinde beugte sich zu ihr nieder und küßte sie.

„Wenn Du wüßtest, wie gut ich in Dich hineinsehe! Und wie fest ich daran glaube, daß Du einmal sehr glücklich werden wirst!"

Phinele schlang die Arme um den Nacken der Mutter, und so verharrten sie beide, Wange an Wange, in inniger Umschlingung.

„Ach Gott, wie süß das ist, zu Hause und bei Dir!"

Ein paar Minuten noch, dann sanken die Arme schlaff herab und Phinele schlief ruhig und fest.

Frau Gerlinde saß noch ein Weilchen still am Bett. Sie sah in stiller Ergriffenheit in das blasse Gesichtchen, und das Herz ging ihr über in heißem Mitleid. Aber es war doch auch eine leise Freudigkeit dabei. Gewiß, sie konnte Phinele nicht vor dem Leid bewahren, das sich an das junge Herz heranbrängte, sie konnte vielleicht nicht einmal helfen, wie sehr sie mit allen guten Kräften des Mutterherzens auch bereit stand. Aber nun zum ersten Male glaubte sie in der ringenden Seele ihres Kindes etwas von der Kraft zu spüren, die keinem Leid erliegen kann; und von dem Willen zum Glück, der alles Leid besiegt.

Dann stand sie leise auf, löschte das Licht und ging hinab.

Hinrichsen saß in der traulichen Kamineckecke der Wohnstube im Lichtkreis der Lampe und las. Als Frau Gerlinde hereintrat, ließ er das Buch sinken und sah ihr fragend entgegen. „Nun?"

„Sie schläft. Sie trägt viel stille Not zu uns her und hat viel zarte Schonung nötig. Aber ich denke auch, sie wird sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201016027/fragment/page=0001

nun durchringen und selbst die Wege finden, die ihrem Glück taugen." —

Phinele war zutraulich und herzlich, und Frau Gerlinde und Hinrichsen taten nichts, sie aufzuschrecken. Alle drei hatten im Grunde ihre geheime Angst vor Fragen und Aussprachen, und es war wie eine stillschweigende Uebereinkunft, die Ruhe zu genießen, so lange sie zu erhalten war.

Hinrichsen war nicht viel sichtbar. Er saß in seinem Arbeitszimmer und kam eigentlich nur zu den Esspausen und an den Abenden zum Vorschein. Es wurde dann dies und das ruhig besprochen, er las gelegentlich einmal eine Stelle oder einen Abschnitt vor, oder er erbat sich auch ein wenig Musik. Er liebte die ganz schlichten, volkstümlichen Weisen, er konnte sich auch versenken in die Schönheit Mozarts und Haydns, und davon wurde ihm dann auch immer etwas gespendet. Es lag eine ruhevolle Poesie über diesen Abenden, die auch Phinele immer wohltuend empfand.

Tagsüber besorgte Frau Gerlinde den Haushalt in ihrer ruhigen Art, die unmerklich das Wichtigste vollbringt, und sie hatte auch vollauf Zeit für Phinele. Sie saß still dabei, wenn Phinele übte, die schlanken Hände in den Schoß gelegt, mit Auge, die sinnig und still die Töne aufzufangen schienen. Sie half mit ihrem Rat der Auffassung der Tochter nach und übernahm den Klavierpart, so oft Phinele es wünschte. Dabei wunderte sich Phinele immer mehr, daß die Mutter gar nicht fragte und das Konzert wirklich als etwas fest Abgemachtes ansah, an dem nichts mehr zu ändern war. Und da sie die Unaufrichtigkeit nicht ertrug, kam sie sich schlecht und häßlich vor, da sie die Mutter täuschte.

In Wahrheit quälte Frau Gerlinde sich mit einer Angst, die beständig wuchs: Phinele, das sah sie, war absolut nicht konzertreif, jetzt sogar weniger, als sie's früher gewesen war. Bevor sie nach Wien ging, war sie eine vornehm empfindende Musikliebhaberin, der technisch nicht alles gelang, die aber viel Geschmack und Gefühl besaß, an der manches unentwickelt, aber auch alles unverdorben war. Da hatten nun fremde Auffassungen eingegriffen, es machte sich bemerkbar, was Professor Heidenreich als „Zurechtbiegen" bezeichnet hatte. Nun hatte sie technisch zweifellos manches gelernt: Es gelangen ihr Teufeleien auf den Saiten, die die Hörerin überraschten. Aber es war da doch nun auch alles unausgeglichen und unfertig, das Technische war noch viel mehr Selbstzweck als künstlerisches Ausdrucksmittel. Sicherlich konnte auf dieser neuen Grundlage einmal etwas Fertiges, vielleicht sogar etwas Großes erstehen; jetzt aber schien alles in Ansätze und neue Anfänge aufgelöst, und alles, was das Spiel früher so anziehend gemacht hatte, kam wenig zur Geltung. Nur der warme Ton war von einst; aber auch er schien von der technischen Ueberlast erdrückt zu werden und nur gelegentliche Ruhepunkte ließen ihn zur Geltung kommen.

Von alledem aber sprach sie nicht. Sie mußte wissen, ob Phinele sich an die Aeußerlichkeiten der neuen Kunststückchen verloren hatte, oder ob ihr künstlerisches Empfinden so stark entwickelt war, daß sie selbst schließlich das Unzulängliche ihres Könnens herausfinden würde. Also auch hier der alte Grundsatz: Nicht fragen! Entwickeln lassen, beobachten und Geduld haben.

Und Phinele ließ nicht lange auf sich warten.

Sie hatte das Mendelssohnsche Konzert gewählt. Frau Gerlinde hatte dagegen sofort Bedenken gehabt, weil das Konzert ihrer Meinung nach ohne Orchester nicht gespielt werden sollte. Das Klavier könne die Geige nicht ausreichend unterstützen, und die Geige müsse allein alle Wirkung tragen. Das wollte Phinele nicht gelten lassen, obgleich sie in geheimer Angst der Mutter recht geben mußte. Aber mit dem Finale kam sie nie zurecht, und sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß auch die Mutter unzufrieden und unruhig war.

Das ertrug Phinele schließlich nicht mehr. Sie legte die Geige fort und trat an den Flügel heran.

„Mutterle — warum sagst Du nichts?"

Frau Gerlinde ließ die Hände langsam von den Tasten in den Schoß gleiten, während sie ruhig zu Phinele aufsah.

„Was sollt' ich dem sagen?"

„Du bist unzufrieden, das merk ich doch. Du hast Bedenken gegen das ganze Konzert und fragst doch mit keinem Wort, wie es denn eigentlich damit steht."

Nun mußte Frau Gerlinde doch lächeln.

„Soll ich denn fragen?"

Phinele warf sich vor der Mutter nieder und preßte den Kopf gegen ihre Brust.

„Ach, Du bist schrecklich mit Deinen hellen Augen! Du weißt doch längst alles, und Du weißt auch, daß ich Dir doch die Wahrheit sagen muß."

Dann erfuhr Frau Gerlinde diese Wahrheit. Mit Lilli und ihrer Charakterlosigkeit, die nun selbst nach dem Russen ihre Netze auswerfe, fing sie an. An der bösen Ohnmacht, an der Krankheit und aller Unbeständigkeit und Unrast sei nur Lilli schuld. Dann berichtete sie von Heidenreich: daß er sie zu der Aufführung der Meisterklasse nicht zugelassen, sie aber auf die nächste Aufführung vertröstet habe; wie sie dann totunglücklich gewesen sei, und wie Wassil sie mit dem Vorschlag, in dem Konzert mitzuwirken, aufgerichtet habe.

Frau Gerlinde hatte mit wachsendem Erschrecken zugehört, und das letzte Bekenntnis war ihr das schwerste Wassil Was von ihm ausging, konnte nicht gut und Phinele zum Heile sein. Dann war es doch auch ganz unmöglich, Heidenreich durch ein Auftreten in breitester Oeffentlichkeit zu verletzen, nachdem er ihr gerade erst die Fähigkeit zum Auftreten in beschränkter Oeffentlichkeit abgesprochen hatte. Auch Welsbachs hatten alle Ursache, über Mangel an Vertrauen zu klagen und verletzt zu sein.

Das sagte sie Phinele, und das Mädchen ließ den Kopf immer tiefer hängen.

Fortsetzung folgt.

Der Heiratsvermittler.

Von

A. Kinsky.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages fuhr ich nach Leipzig. Landschaftliche Reize hat die Gegend bis in die große Seestadt nicht aufzuweisen. Man kommt aus den Häusern nicht heraus, nur am Horizont hie und da erblickt man die Silhouette eines mageren Wäldchens. Gesellschaft? Reiseonkels, Damen mit Hutschachteln, einige Schüler — uninteressant. Ein ungeheurer Schreck durchfuhr mich — ich bemerkte, daß ich meinen Ehering auf dem Waschtisch liegen gelassen hatte, und dieser Schreck durchzuckte mich in dem Augenblick, als in einer kleinen Station ein wunderneter Käfer, ohne Hutschachtel in mein Abteil stieg und dicht neben mir Platz nahm. Zugleich mit der Schönen stieg ein älterer Mann ein, ein Mann so in den Vierzigern, bäuerlich gekleidet mit einem kühnen Jägerhut, auf dem ein falscher Gamsbart wackelte, und mit einem Regenschirm. Der Mann mit dem wackelnden Gamsbart nahm mir gegenüber einen eben frei gewordenen Sitz ein, zog ein umfangreiches Paket aus der Tasche und frühstückte mit einer Behemenz drauf los, als ob er seit acht Tagen seine erste Mahlzeit einnehme. Dabei guckte er fortwährend links und rechts aus den Fenstern, trat bald mir, bald seinen anderen Reisegefährten auf die Hühneraugen, aber derb, kurz, machte sich so unbeliebt wie möglich in dem kleinen Kupee. Die Schöne links neben mir nahm ein Buch aus der Handtasche und fing zu lesen an. Dabei berührte ihr runder rechter Arm meinen linken. Und ich saß da ohne Ehering. Die Augen des Mannes mit dem wackelnden Gamsbart rollten wie Feuerräder im Wagen umher, starrten bald mich, bald die Mitreisenden, bald die Decke des Wagens an und waren unermüdlich bei dieser Tätigkeit, das schmatzende Kauen der eine Etage tiefer arbeitenden Zähne begleitend.

Leipzig! Alles stieg aus, die Schöne verschwand im Strom der Reisenden, nur der Mann mit dem Gamsbart blieb an meiner Seite. „Na, noch ledig?" fing er plötzlich an, eben als wir über die breite Treppe zum Ausgang schritten. Dabei zog er die Mundwinkel bis zu den Ohren, sich wenig um meine idignierte Miene kümmernd. Und als ob er mir ein wichtiges Staatsgeheimnis anvertrauen wollte, blickte er ängstlich nach rechts und links und raunte mir dann ins Ohr: „Ich habe eine Frau für Sie. Eine Frau sage ich Ihnen — fein — oberfein!" Dabei führte er den Daumen und Zeigefinger an den Mund und schnalzte mit den Lippen. „Ja," sagte ich, „daß Sie ja recht schön und gut, daß Sie eine Frau für mich haben, aber — —" „Kein aber," rief der Gamsbart. „Es kostet Sie keinen Pfennig, keinen Pfennig kostet Sie die ganze Sache. Die Frau, das heißt, sie ist noch ein Mädchen, ein unbescholtenes jungfräuliches Wesen vom Lande, sucht einen solchen Mann, wie Sie sind. Und —" fügte er hinzu, den Daumen am Zeigefinger reibend — „hier, alles da, sage ich Ihnen, aber auch alles." Eben waren wir auf die Straße getreten, da faßte mich der Gamsbart an der Schulter und wies mit der anderen Hand in die Richtung einer Plakatsäule. An dieser Plakatsäule stand die Schöne aus dem Eisenbahnzuge, die ihren Arm so intensiv an meinen unberingten linken gedrückt hatte. „Dort steht sie noch," sagte er. „Das ist sie." Ich antwortete, daß dies ja die Dame sei, die im Zuge neben mir saß. „Das ist sie ja auch, um die es sich handelt," rief der Gamsbart. „Kommen Sie, ich will Sie gleich vorstellen." Nun wurde mir die Geschichte zu bunt, ich mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, da die besagte mannsuchende Weiblichkeit auf uns zukam. „Nun Figur machen!" rief mir der Gamsbart zu. „Ach Fräulein Schmidt," sagte er zu der errötend vor uns stehen bleibenden Provinzschönheit, „daß ist ja famos, daß ich Sie noch treffe. Dieser Herr hier, ein ganz alter Bekannter von mir, Herr — wie war doch Ihr Name," wandte er sich zu mir. „Müller," erwiderte ich. „Also Herr Müller würde sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, ja, er würde sich freuen." Dabei gab er mir einen sanften Rippenstoß und ich ohne Ehering, fiel der Schönen fast in die Arme. Diese blickte mich einen Augenblick mit ihren dunkelblauen Augen von der Seite an, drehte sich dann aber um mit der Bemerkung, daß ich ihr nicht gefiele. Ich atmete erleichtert auf, der Gamsbart fing aber auf offener Straße mächtig zu schimpfen an, und fuhr auf das Mädchen los, das bei mir Schutz suchte. Ich beruhigte die peinliche Schöne, verbat mir beim Gamsbart weitere Insulten gegen die Dame in meiner Gegenwart, zog meinen Hut und wollte verschwinden Die Schöne lief auf einen vorbeikommenden Wagen der Elektrischen zu, und der Gamsbart stand verdattert da. Plötzlich rief er mich, winkte mich zu sich heran, einigemale der davonfahrenden Elektrischen mit der süßen Last nachguckend. „Da," rief er, als ich neugierig geworden, wie sich die Sache weiter entwickeln würde, zu ihm trat, „da hat sie ihre Strafe." Dabei wies er auf einen funkelnden Ring, der vor ihm auf der Straße lag. „So viel Brillanten hat sie, daß sie es nicht einmal merkt, wenn sie einen Ring verliert, die wahnsinnige Gans." Er hob den Ring auf, es war ein starker goldener Reif mit einem großen Brillanten, den ich zuvor an der Hand der Heiratslustigen bemerkt hatte. „Den Ring bekommt die nicht wieder," rief erbost der Gamsbart. „Das soll die Strafe sein für ihre Dummheit, einen so repräsentablen Herrn wie Sie einfach abzuweisen mitten auf der Straße." Der Gamsbart trat nahe an mich heran und flüsterte, trotzdem kein Mensch in unserer Nähe stand: „Der Ring ist seine 10 000 Mark wert, wir wollen ihn verkaufen, Das Mädchen ist so reich, daß sie den Verlust verschmerzen kann. Wir wollen sie lehren, ehrenwerte Männer zum besten zu halten!" Dabei fuchtelte er mit dem kostbaren Ring mir immerfort vor der Nase herum. Ganz abgesehen davon, daß ich nur 15 Mark und 78 Pfennige in der Tasche hatte, war ich auch sonst nicht erbaut von dem Geschäft, und teilte dem Gamsbart meine Bedenken mit. Der aber lachte mich aus: „Hier haben Sie den Ring," rief er. „Geben Sie mir 1000 Mark dafür." Ich faßte in meine Brieftasche und zog eine Blüte heraus, die Geschäftsreklame einer Hamburger Firma auf einen Tausendmarkschein, der einem echten, allerdings nur von sehr großer Entfernung gesehen glich. Da wurde der Gamsbart vor Wut blutrot im Gesicht, murmelte etwas zwischen den Zähnen und verschwand in den Anlagen.

Aber mein Abenteuer sollte noch nicht zu Ende sein. Drei Herren kamen vom Bahnhof her auf mich zu, zwei davon schritten leichtfüßig an mir vorbei gegen die Anlagen, der dritte blieb vor mir stehen, zog ein kleines Schild aus der Tasche, hielt es mir vor die Nase und sagte leise und freundlich: „Kriminalpolizei." Ich war natürlich erstaunt und bemerkte, daß ich nicht wüßte, was mir die Ehre verschaffe usw. Da lachte der Mann. „Wir beobachten Sie schon ein ganzes Weilchen." — „Aha," dachte ich, jetzt kommt's mit dem Ehering, versuchte Bigamie! und wer weiß was sonst nicht alles. „Sie waren ja da einer netten Bauernfängergesellschaft in die Hände gefallen," lachte der Polizeibeamte. Ich staunte, kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, bis mir ein fürchterlicher Seifensieder aufging. Ringwerfer! Aber sie mußten ja Geld bei mir vermuten. Richtig! Mir war ja im Kupee der falsche Tausendmarkschein aus der Brieftasche gefallen, als ich das Billett bei der Kontrolle herausnahm. Und da kam ja auch schon der Gamsbart wieder, allerdings in Begleitung zweier kräftiger Herren, der Kollegen des bei mir stehenden Kriminalbeamten. Und die Heiratslustige wurde zwei Tage später beim Taschendiebstahl verhaftet, wie ich bei der Verhandlung, bei der ich als Zeuge fungierte, erfuhr. Der falsche Ring, falsch wie der Gamsbart des Heiratsvermittlers und falsch wie das Herz seiner Komplizin, funkelte vor dem Richter. Schade um das nette Mädchen. Na, sie wird schon den richtigen Mann finden, der Gamsbart wird dafür sorgen.

Oktoberjagd.

Jagdplauderei von

Dr. Heinrich Oellers (Aachen).

(Nachdruck verboten.)

Wenn der Mädchensommer mit seinen weißen Fäden Einzug hält und der Qualm der Kartoffelfeuer in wallenden Schwaden über die kahlen Stoppelfelder und Sturzäckerbreiten langsam dahinzieht, wenn der Wald sein herrliches Herbstgewand anlegt und der stillen Heide leuchtendes Rot in ein dunkles Braunrot übergeht, — welches Weidmanns Herz schlägt da nicht höher und schneller in der süßen Vorahnung all der schönen, nun kommenden Jagdfreuden! In der Tat: die Vorfreuden des Grünrocks sind oft schöner als die Jagderlebnisse selbst. Sind Weidmanns Freud und Leid auch noch so eng miteinander verbunden: wer Lust am edlen Gejaid hat und diesen Sport richtig ausübt, dem stehen draußen im nervenstärkenden Feld- und Waldrevier alljährlich, und das besonders im Oktober, vollauf genug der Freuden bevor.

Bis Mitte Oktober währt die Zeit, wo des Hirsches Schrei die stille Herbstnacht durchtönt. Der König der Wälder tritt in nur wenigen Revieren Deutschlands als Standwild auf; diese Tatsache schließt nicht die Möglichkeit aus, daß ein glücklicher Weidgeselle, der sonst nur Kleinwild und ab und zu mal einen Rehbock erlegt, gelegentlich auch einmal einen „zugereisten" Hirsch zur Strecke bringt. Im Rheinland, und zwar in der Eifel, sind in den letzten Jahren erfreulicherweise die Hirsche in einigen Revieren Standwild geworden. Im allgemeinen ist indes seit Anno 48 und erst recht während des Weltkrieges, dieses edle Hochwild in Deutschland so selten geworden, daß sich nur noch ein mit Glücksgütern ganz besonders Gesegneter eine Hirschjagd pachten und alljährlich die durchweg sich noch steigernden Unkosten für Wildschaden bezahlen kann. Wie mancher graubärtige Jägersmann schlummert in die ewigen Jagdgefilde hinüber, ohne jemals einem Hochgeweihten die Kugel gegeben zu haben!

Gottlob gibt es noch viele andere Jagdtiere, die, trotz der Wilddieberei während des Krieges, in etwas größerer Auflage vorhanden sind, als die Hirsche; beispielsweise Rebhühner, Fasanen, Hasen und die sich wie die Ratten vermehrenden Karnickel.

Die Hühnerjagd ist mittlerweile in ein anderes Stadium übergetreten. Der Anfänger in Dianas Kunst erbeutet jetzt kaum noch ein Exemplar von diesem Flugwild. In den ersten Tagen der Hühnerjagd hat er sich seine Küken mit Weidmannsheil geschossen; inzwischen sind die Hühner zwar schöner und stärker geworden, aber seine Schießkunst reicht jetzt nicht mehr aus, weil der pulverriechende Rebhahn sein Völkchen nun etwas vorsichtiger leitet und mitsamt seiner ganzen Familie etwas früher „aufsteht," als er dies zu Beginn der Hühnerjagd zu tun pflegte. Alljährlich mehren sich die Klagen über das schlechte Halten der Hühner. Eine Erklärung für diese nicht zu leugnende Tatsache ist zum Teil wohl darin zu suchen, daß die schlauesten und vorsichtigsten Hühner — „Vollsführer" könnte man sie nennen — dem Grünrock entkommen, um ihm im nächsten Jahre wieder ein Schnippchen zu schlagen. Da sich so viele erstklassige fluge Vögel paaren und vermehren können, die ihre Nachkommen „erblich belasten", entsteht allmählich eine Zuchtwahl — a la Darwin.

Wenn man trotz der größten Vorsicht nicht an die Kette herankommen kann, so tut man gut, ohne Hund zu jagen; auch lohnt es sich oft, zumal wenn mehrere Flinten da sind, keine Kesseljagden auf Hühner zu veranstalten. Das ist einmal

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201016027/fragment/page=0002